



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Benz, Richard: Das Gesetz der Sprache im Leben der Völker

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ebenso ist es bekannt, daß Spiridin Gopcewitsch sich wiederholt in ähnlichem Sinne äußerte. Er legte dar, daß es das größte Glück für Serbien wäre, wenn es in seiner Gesamtheit vereinigt und an Osterreich angeschlossen wäre.⁶⁾

Es ist selbstverständlich, daß diese Äußerungen nur unter gewissen Voraussetzungen gemacht wurden. Immerhin zeigen sie, daß Anknüpfungspunkte vorhanden sind. Man erinnere sich auch an das einst so enge Verhältnis zwischen Kroatien und Wien, man berücksichtige, daß jetzt etwa die Hälfte der kärntner Slowenen für Osterreich gestimmt hat. Man vergesse nicht, daß die zahlreichen Deutschen im Osten überall zu unserem Kulturkreis gern gehören, wenn sie auch treue Bürger der Staaten, in denen sie wohnen, sind und sein wollen. Eine deutsche Banater Zeitung hat schon vor ein und einem halben Jahre ihr Programm in die bündige Erklärung gekleidet: Wir wollen den deutschen Volksgenossen gutes Banater Mehl liefern, damit sie uns ihre guten Industrieartikel schicken. Und das ist das Um und Auf unserer künftigen Wirtschaftspolitik.

Kurzum, es gibt mancherlei Anknüpfungspunkte zu den Nachbarstaaten, und wo sie fehlen, werden sie sich unter der Neugestaltung der Verhältnisse ergeben. Auch die Tschechen werden das einsehen müssen. Man übersehe nicht, daß die starken Gegensätze der letzten Jahrzehnte doch zum großen Teil daraus entstanden, daß man in Osterreich und in Ungarn auf die Wünsche der Slaven nach Autonomie (bundesstaatliche Ausgestaltung) nicht rechtzeitig einging. In der Form der von den Großdeutschen schon 1848 vorgeschlagenen Föderativverfassung (engerer und weiterer Bund, Anschluß und Donauvöederation) liegt für die Zukunft die Hoffnung auf Gesundung der völkischen Beziehungen im Donauland.



Das Gesetz der Sprache im Leben der Völker^{*)}

von Richard Benz.

1.

So wie der einzelne, wenn er darüber nachdenkt, was ihn mit seinen Volksgenossen im letzten Sinne einige, nichts anderes anzugeben vermag, als Sprache — denn Geist, Poesie, Kunst, Erfindung, Denken, Wissenschaft, Religion, Kultur, alles fließt letzten Endes aus der Sprache; so vermag er auch für das, was ihn von einem fremden Volke trennt, nichts anderes anzugeben als Sprache. Er mag vermuten, daß für die Art Mensch, die er ist, entsprechende, ja geeignetere Menschen in dem anderen Volk existieren, eher vielleicht als in der Menge der eigenen Nation, die ihn zufällig umgibt — aber er kann sich nicht mit ihnen verständigen. Und spräche er die Sprache des Fremden noch so „fließend“; der Geist der Sprachen stellt, ihm unbewußt, ein ewiges Hindernis zwischen ihm und dem

⁶⁾ Vgl. „Das Neue Deutschland“ 1905 S. 117.

^{*)} Dieser Aufsatz ist die eingehendere Darstellung eines Gedankens, den der Verfasser in seiner Schrift über „Die Grundlagen der deutschen Bildung“ (Jena, bei Eugen Diederichs, 1920) behandelt.

Fremden auf. Und wenn er, bei hohen Ansprüchen, erkennen muß, daß die echten Vertreter seiner Nation, wie er sie wünscht, in der Vergangenheit oder in der Zukunft vorhanden sind, ja vielleicht nur in der Idee, selten aber in der ihn umgebenden Wirklichkeit, so wird er doch am allerwenigsten bei einer fremden Nation suchen, was er vermißt: denn hier fehlt, mit der Sprache, die Möglichkeit gänzlich, das, was man liebt, zu finden, zu erkennen und zu verstehen.

Wie aber mag Sprache trennend sein zwischen den Menschen, da doch Sprache das eigentlich Gemeinsam-Menschliche ist, das, was den Menschen am meisten vom Tier unterscheidet? Ist nicht der Mensch zur Sprache geboren? Vermag nicht jeder Mensch jede Sprache zu erlernen?

Wäre Sprache nur Werkzeug der Verständigung, so hätte dieser Einwand recht. Aber Sprache ist mehr, ist anderes.

Sehen wir zunächst, was Sprache sei.

2.

Die menschenlose Natur ist Künstlerin weit über dem Menschen: Materin in ihren Blumen und Morgenröten; Baumeisterin in ihren Gebirgen und Kristallen; sie tönt Musik der Wetter und Winde, der tausend Stimmen alles Lebendigen und alles Elements; nur eines tönt nicht in ihr: Sprache.

Das Tier hat Kunsttrieb, Kunstfertigkeit. Es hat Gesang und Tanz. Es hat auch Verständigung. Nur eines fehlt ihm: Sprache.

Denn das, was man fälschlich die Sprache der Tiere untereinander genannt hat, ist unmittelbarer Gefühlslaut, der auch dem Menschen (als Warnruf, Lockruf, Schmerz- und Freudelaut) im wesentlichen ohne weiteres verständlich ist, weil er auch bei ihm die notdürftigste eigentliche Verständigung besorgt, die in und neben seiner Sprache als ein System von Interjektionen besteht, von Gebärde und Mienenspiel unterstützt und begleitet. Diese tierische Verständigung auch ist es, die, über die Nationalsprachen hinweg, ein Verstehen der Menschen in den größten Räten und Bedürfnissen des Lebens ermöglicht; daß sie aber außerhalb der Nationalsprachen möglich ist, zeigt eben, daß sie mit Sprache im eigentlichen Sinne nichts zu tun hat.

Menschliche Sprache aber ist nicht aus der Not praktischer Verständigung geboren, sondern aus dem Reichtum und Überschuß geistigen Schöpfungstriebes, der eine Bestimmung und Deutung der Welt verlangt. Der praktische Gebrauch der Sprache zur Verständigung ist nur eine Anwendung: sie kann auch, und besser, leisten, was die tierische Verständigung vermag. Der Urborgang der Spracherschaffung hat damit nichts zu tun: Sprache ist zunächst (wie wir noch am Kinde und am schaffenden Genius sehen) *Selbstweß*: in der Benennung der Dinge, in der Namengebung genügt sich zuerst der geistige Trieb des Menschen. Sprache ist also zuerst und ursprünglich *Sage*, *Mythus*: es wird noch nicht gesprochen, sondern gesagt, benannt. Das Kind lallt einem Ding entgegen: es formt aus den Gefühlslauten, die zuerst, nach tierischer Weise, nur das Gefühl der Freude oder des Schmerzes: seine Willensbeziehung zu ihm, ausdrücken, schließlich ein Wort, mit dem es das Ding in seiner, der Kindersprache, benennt, und damit in sein geistiges Weltbild einstellt. Es spricht nicht, damit es die anderen von seinen Räten verständige, — das tut es vorher auch durch Schreien — sondern weil es zu menschlichem Denken erwacht. Das Gedachte, das Wort, ist Gleichnis, Bild

für eine bestimmte Anschauung eines Dinges; das Denken, die Sage, ist eine Sammlung von Bildern für eine ganz bestimmte Art, die Welt anzuschauen. Schon die Sprache des Kindes ist eine in sich abgeschlossene Welt, zu der der erwachsene Mensch oft nur schwer Zugang hat; denn das Kind nennt die Dinge anfangs mit Namen, die gar nicht oder nur entfernt mit den Bezeichnungen der Sprache seiner Umgebung übereinstimmen, ja selbst wenn es diese schon völlig erlernt hat, wird es für besondere Dinge oft lange Zeit noch besondere Worte behalten. Der Erwachsene nennt solche Worte geringschätzig „Phantasie“-Worte, weil sie von seiner Sprache aus verstandesmäßig keinen Sinn haben; dennoch wird er sich nur selten der Bildhaftigkeit und gefühlsmäßigen Überzeugungskraft solcher Worte verschließen können. Diese sprachschöpferische Kraft und damit die eigene Weltanschauung verliert das Kind, je mehr es sich der herrschenden Sprache unterordnet; der erwachsene Mensch gewinnt sie nur selten wieder: in seiner höchsten Vollendung, als Denker und Dichter. Auch hier kann er nichts tun, als die Dinge neu denken, das heißt nennen: entweder neue Sinnbilder für sie erfinden oder die durch den Verkehr abgestumpfte Sinnbildlichkeit der Sprache wieder fühlbar machen. Vermählt mit der Gefühlsprache der Verständigung, welche gleich hinweisender Gebärden die Beziehung der einzelnen Worte aufeinander herstellt, und, gleich Schreien und Ausrufungen, die Betonung des Sprechens regelt, wird die Sage der Urbilder zur Sprache der Sinnbilder. Wenn auch bei solcher Übertragung die Bedeutung der Bilder allmählich vergessen wird und die lebendige Symbolik zu einer kälteren Konvention erstarrt, so bleibt doch auch die schließliche Sprache des Alltags ein Ausfluß der Weltanschauung, die sie ursprünglich erschuf, und mag von ihr nicht getrennt werden noch einer anderen Weltanschauung restlos dienstbar werden. Nicht nur kein Denken und alles was wir geistig nennen vermag ohne die in der Sprache niedergelegte Sinnbildlichkeit zu bestehen, sondern auch kein Tun: denn alle Gegenstände des Wollens und irgendwelcher Betätigung sind durch die Sprache bestimmt und vorgeformt, wie der Gedanke, und geben der menschlichen Tätigkeit bestimmte Ziele und Richtungen, wie sie sie dem menschlichen Denken geben.

Die Weltanschauung eines Volkes drückt sich demnach nicht nur in Mythos, Kunst und Religion aus, welche wir aus der höheren, bildlich-dichterischen Fähigkeit der Sprache ableiten, sondern in all seinem Tun und Treiben, soweit es vom Geiste geleitet, das heißt von Sprache begleitet ist: also in Ethik und Politik, Wirtschaft und Recht nicht anders als in allen Dingen eigentlicher geistiger Kultur.

Aus dieser sprachlichen Gebundenheit kann der Mensch, will er ursprünglichsten und höchsten Menschentums fähig bleiben, nicht heraus; sie gehört zu ihm so notwendig wie seine körperliche Beschaffenheit. Damit ist eine grundlegende Verschiedenheit zwischen den Menschen verschiedener Sprache gegeben — sie darf uns nicht Wunder nehmen. Die Natur versucht, verschwenderisch, wie sie überall ist, an verschiedenen Stellen der Erde das gleiche: den sprechenden denkenden Menschen auf verschiedene Weise zu erreichen — verschiedene Menschenarten, gleich den Tierarten, sind hierfür Voraussetzung. Daß Sprache und Rasse sich heute oft nicht mehr deckt, daß fremde Sprachen angenommen werden können, sagt gegen die ursprüngliche Gleichung von Rasse, Sprache und Weltanschauung nichts aus: ihr Kampf, ihr Wechsel und Widerspiel ist die Geschichte der Kultur — nur darf man ihre Zufälle nicht als Naturgesetze verherrlichen, sondern man soll auch die Ab-

weichung von dem Gesetz mit ihren schicksalhaften Folgen zu erkennen und die Lehre daraus zu ziehen versuchen.

3.

Die germanischen Stämme, die das Römerreich zerstörten, nahmen zu einem Teil die römische Sprache an. In dieser Tatsache liegt, so seltsam es klingt, das Problem Europa beschlossen. Indem römische Sprache und damit römisches Denken bei einem Teil der Germanen eindrang, war ein Zwiespalt in die nordische Rasse getragen, der den Keim zu allen nationalen Gegensätzen in sich barg.

Man bedenke, welchen Unterschied es ausmacht, ob ein Volk die Sinnbilder der Laute und Klänge, die ihm die Dinge und das Gedachte bezeichnen, selbst erfunden hat, oder ob es sie — nicht mehr als Sinnbilder, sondern schon als abgegriffene Zahlmünze des täglichen Verkehrs — von einem anderen Volke übernimmt.

Im ersten Falle wird ihm Name und Sache untrennbar sein; denn es wird die Möglichkeit haben, jederzeit zu der ursprünglichen, unübertragenen Bedeutung des Wortes zurückzusteigen und damit die übertragene, unbillig gewordene Sprache zu reinigen und zu vereinfachen. Nur ihm wird die mystische Kraft, die im unmittelbaren Ausdruck der Sprache wohnt, die Innigkeit und Echtheit des Wortes fühlbar sein und Sprache überhaupt zu einer wichtigen persönlichen Angelegenheit werden. Vor allem aber wird nur ihm ein persönliches und ursprüngliches Verhältnis zu den Dingen, eine eigene geistige Wertsetzung der Dingenwelt, eine Weltanschauung, die Möglichkeit einer Kultur zuzusprechen sein.

Im anderen Falle, wenn eine fremde Sprache übernommen wird, und zwar schon im ausgebildeten, uneigentlichen, phrasenhaften Zustand, wird das Gegenteil eintreten: der fremde Gebraucher, der die Worte nicht erfunden hat, wird auch nicht zu ihrer Urbedeutung zurückfinden; auch wird kein Seelenklang von dem innigen, einfachen und ursprünglichen Wortklang bei ihm angerührt — er wird ein bloßes Gebrauchsverhältnis zur Sprache haben, über den Zweck der Mitteilung hinaus wird sie ihm nichts sein. Name und Sache werden sich niemals ganz für sein Gefühl decken; denn die Sachkultur, die er mitbringt, die er aus seiner Rassenanlage und aus seiner ursprünglichen, nun von ihm abgelegten Sprache erzeugt hat, ist eine andere als die, welche den Bezeichnungen der neuen Sprache erzeugt hat, ist zugrunde liegt: er muß die fremden Worte erst sich anpassen, sie in der Bedeutung seinen bisherigen Denk- und Sachbildern angleichen; dies wird aber niemals völlig gelingen, so daß die Begriffe von vornherein notwendig übertragener und abstrakter werden als bei einer Sprache, in der sich Name und Sache deckt.

Eine so angenommene Fremdsprache befähigt in hohem Maße zur Abstraktion. In der ursprünglichen Sprache bringt es die unmittelbare schöpferische Benennung der Dinge mit sich, daß sie immer irgendwie persönlich empfunden werden und von diesem persönlichen Wert getrennt nicht betrachtet werden mögen. Bei der übernommenen fremden Sprache ist die persönliche Bedingtheit der Sache abgerissen: der Weg von dem genannten Ding ins erschaffende Herz des Benennenden mag nicht mehr zurückgelegt werden. Persönlicher Wert und Sachwert trennen sich, der Sachwert wird ablösbar, besteht für sich, kann für sich Objekt des Teilens, Rechnens, des Verkehrs, des Denkens werden.

4.

In der vierten seiner Reden an die deutsche Nation hat Fichte diesen zuerst von ihm mit Klarheit erkannten Unterschied zwischen dem Volk der ursprünglichen und lebendigen Sprache, das heißt: den Deutschen, und dem Volk der übernommenen und toten Sprache, das heißt: den von ihrer Ursprache abgefallenen Franken und Langobarden, auseinandergesetzt. Er hat dabei ausdrücklich darauf verzichtet, zu untersuchen, welche Eigentümlichkeiten der nun tatsächlich übernommenen fremden Sprache, der römischen, hierbei wirksam wurden; ihm genügte, festzustellen, daß dort eine lebendige, hier eine tote Sprache gesprochen wurde, und daß schon aus diesem allgemeinen Unterschied die einschneidendsten Folgen für das Leben der Völker sich ergaben. Betrachtet man aber, weitergehend, die besondere Art der Sprache, die in Wirklichkeit angenommen wurde, so gewinnt man über das Wesen Europas und der sogenannten modernen Nationen noch viel deutlichere Aufschlüsse.

Denn die römische Sprache hatte, wie jede Sprache, ihre Weltanschauung oder die Bestimmung zu einer solchen in sich — und es war eine Weltanschauung, die von der germanischen aufs tiefste verschieden war.

5.

Die römische Sprache, das Lateinische, ist an sich zur Abstraktion vorherbestimmt. Es ist, wenn man will, eine Sprache zweiten Ranges: ohne Artikel, steinern, verstellbar, zusammensetzbar wie Mosaik — man muß nur die richtigen Zäpfchen finden, damit alles zusammenpaßt. Alles ist auf mechanische Richtigkeit, auf die immer abstrakt anwendbare Regel gestellt, nicht auf organisches Wachstum und die Mannigfaltigkeit eines alles bedingenden inneren Rhythmus. Alles ist Grammatik, Logik, Berechenbarkeit — Menschen und Dinge können von einer solchen Sprache bloß nach ihrer schematischen, logischen Eignung erfaßt werden: es wird von ihrer Persönlichkeit abstrahiert.

Im Geistigen war diese Weltanschauung unfruchtbar und eben nur der Abstraktion des Lebendigen fähig: der Römer, von sich aus ohne Dichtung und Kunst in unserem Sinne, nahm die griechische Kunst und Dichtung in sich auf und übertrug sie in seine Sprache, das heißt, er brachte etwas ihm im Grunde gänzlich Fremdes in seine starre, kalte, logische, meßbare Form. Seine Vermittlerrolle, sein eigentlich tiefes Mißverstehen des griechischen Geistes befähigte ihn, den abstrakten, unantastbaren Kanon des „Klassischen“ aufzustellen, Schönheitsbegriffe, Dichtungsarten und Versmaße für alle Zeiten festzusetzen.

Auf die Dinge des persönlichen und öffentlichen Lebens übertragen, ergab diese Weltanschauung das abstrakte und lückenlose System des Rechts, welches eben durch seine Ungebundenheit ans Persönliche, durch seine überall mögliche Anwendbarkeit auf ganz andere Zeiten und Zustände sich hat übertragen lassen.

Im rein Politischen vollendete sich diese Weltanschauung in der Idee des Imperium Romanum, welches sich von den vorhergehenden Weltreichen durch seine übernationale logische Struktur unterschied und deshalb als übertragbarer Begriff weiterleben und spätere Zeiten und Völker beherrschen und insizieren konnte, als Rom als eine irdische Macht längst nicht mehr bestand.

Die klassische Kunst, das römische Recht, die Idee des Imperium — das waren die drei Mächte, die das untergehende Rom an das gesamte Abendland ver-

erbte. Den Völkern jedoch, die außerdem die römische Sprache erbten, ward mit dieser Sprache die Fähigkeit vererbt, gänzlich abstrakte und logisch werbende Mächte neu aus sich zu erzeugen.

6.

Die Wirkung dieses römischen Wesens wurde zwar anfangs durch die Umgestaltung, die die germanischen Gebraucher der übernommenen römischen Sprache angedeihen ließen, gemildert. So zeigt sich gleich im Sehen des Artikels, der nichts ist als das lateinische Demonstrativpronomen, daß sie versuchten, die persönliche Beziehung des Menschen zur Sache, die der römischen Sprache fehlte, in diese hineinzutragen. „Der Mensch“, welcher im Lateinischen bloß homo, „Mensch“, geheißen hatte, wurde zu ille homo, dieser bestimmte Mensch dort, le homme, l'homme. Im Satzbau, in der Formenbildung, trat das germanische Sprachgefühl überall zutage. Aber dies alles hatte Einfluß und Macht und auch für die Weltanschauung des Gebrauchers noch den Wert bewahrter völkischer Eigenart nur, solange die Sprache in der Entwicklung, im Flusse war; ferner, solange diese Entwicklung naiv und unbewußt vor sich ging, das heißt, solange der Gebraucher die Sprache fortsprach, ohne sich ausdrücklich klarzumachen, woher sie letzten Endes stammte und wie ihre ursprünglichen Muster und Vorbilder ausgesehen hätten. Dies dauerte fast das ganze Mittelalter hindurch, und die Kultur und Kunst dieser Zeit in Frankreich, Spanien, Italien beweist, daß die Weltanschauung dieser fremdsprechenden Abkömmlinge von Germanen im wesentlichen eine germanische, von der deutschen noch nicht so sehr verschiedene war, so wie ihre Sprache eine der damaligen deutschen verwandte Naivität und Kindlichkeit des Ausdrucks darbot, und klanglich und rhythmisch oft mehr an dieses Deutsche erinnert als an das klassische Latein. Dies war ja sogar mit der damaligen internationalen Schriftsprache, dem Kirchenlatein, der Fall, welches mit Unrecht, nach ausländischem Vorbild, später von uns verspottet wurde, während es doch in Wahrheit ein Zeichen des Triumphs deutschen Geistes über römische Form war, welcher das ganze Mittelalter kennzeichnet. Aber in dem Element des Lateinischen selbst und seinen Provinzialdialekten blieb dennoch ein Stoff bestehen, aus dem beim geringsten Anlaß römischer Geist und römische Wertung der Welt wieder aufleben konnte.

Dieser Anlaß war die Wiederentdeckung des klassischen Altertums. Dieses wäre einem deutsch sprechenden Europa eine fremde, märchenhafte Kuriosität geblieben, die es das ganze Mittelalter hindurch war, es hätte nie Einfluß auf sein Leben gewonnen. Dem romanisch sprechenden Süd- und Westeuropa mußte es, vermittle der gemeinsamen Sprache, mehr sein: es mußte ihm alles sein, sowie es sich bewußt wurde, daß hier die Sprache und Kultur zu finden war, von der die eigene Sprache und Kultur abstammte.

So war es einer Schar von Philologen möglich, die große mittelalterlich-germanische Kultur zu zerschlagen, indem sie bloß auf die „echten“ sprachlichen Quellen der noch fortgesprochenen römischen Dialekte zurückging. In dem Augenblick, da dem „Romanen“ die ältere, echte römische „klassische“ Sprach- und Geisteskultur als das „Höhere“ erschien, war das Schicksal der europäischen Kultur besiegelt. Er bildete diesem Höheren mit aller Kraft sich zu — diesen Prozeß heißt man die Renaissance. Sie war die geistige Wiederaufrichtung der Römerherrschaft; —

es ist bezeichnend für die Blindheit Nordeuropas, welches dies seine „Wiedergeburt“ genannt hat.

7.

Der geistigen Renaissance römisch-antiken Wesens aber ging parallel eine materielle Renaissance: die Renaissance des römischen Utilitarismus. Erst beides zusammen ist die Auferstehung einer bestimmten Lebenswertung, die letztlich in einer bestimmten Sprache bedingt ist — die aber viel weiter gewirkt hat, als diese Sprache reichte.

Der italienische Romane, seiner Sprache und Herkunft bewußt geworden, schuf auf Grund der Eigentümlichkeit seiner Sprache das System, das Europa gründlicher beherrschen sollte, als das alte Imperium Romanum die Welt, als je die römische Kirche die Christenheit: das System des Kapitalismus.

Fragt man sich, woher letzten Endes der Industrialismus und Kapitalismus, die Geld- und Verdien-Wertung alles Duns in unserer Zeit sich herleite, so kommt man zu den Italienern der Frührenaissance, die den abstrakten Geldverkehr, das Bankwesen, den Kaufmannstypus in die moderne nordische Welt eingeführt haben.

Sie taten es kraft ihrer Sprache, die es ihnen ermöglichte, die Dinge losgelöst von allem persönlichen Wert zu betrachten, sie bloß dem abstrakten Geldwert nach in ihr Rechnensystem einzustellen.

Noch heute wird es dem durchschnittlichen Deutschen schwer, an den „bargeldlosen Zahlungsverkehr“, an die immer mehr fortschreitende Abstraktion dieses Systems sich zu gewöhnen; er vermag die Begriffe des Kredits und der Valuta, die dem Zahlungsverkehr über Ort und Zeit zugrunde liegen, anschaulich schwer zu fassen, und muß sie sich immer wieder aufs neue erklären lassen, so sehr widersteht ihm die Abstraktion, die dieses System beherrscht. —

Die abstrakte Bewertung des Dings konnte nicht ohne Einfluß sein auf die Art der Arbeit, auf die Herstellung und Bearbeitung des Dings.

Das Ding, das der Handwerker des Mittelalters herstellte, hatte auch einen materiellen Wert gehabt, erst einen Tauschwert, dann einen Geldeswert — aber nur insofern es persönlichen Wert für den Besteller und Auftraggeber hatte. Jetzt aber, mit der Renaissance, wurde das Ding zur Ware, die zu einem bestimmten Kurs gehandelt wurde. Das persönliche Verhältnis zwischen Auftraggeber und Hersteller zerriß, seit die Möglichkeit gefunden war, den Wert der Ware abstrakt, über Zeit und Raum hinweg, zu bestimmen. Die Arbeit richtete sich infolgedessen nicht mehr nach den persönlichen Bedürfnissen des Bestellers, sondern nach der allgemeinen Häufigkeit der Nachfrage, und sie suchte deshalb nicht mehr in persönlicher Hingabe an die Sache etwas Bestimmtes und Einmaliges zu bilden, sondern möglichst viel Ware zu fabrizieren, die in möglichst hohen „Verdienst“ sich „umsetzen“ ließ. Hier beginnt als notwendige Ergänzung des Kapitalismus die Industrie ihren Weg.

8.

Die größte Förderung aber wurde nun dem neuen Romanismus dadurch zuteil, daß er den günstigsten Boden für seine Lehren und Taten bei einem germanischen Volkstamm bereitet fand, der erst spät, im Laufe des Mittelalters, das vollbracht hatte, was Franzosen und Italiener zur Zeit der Völkerwanderung getan hatten: der von seiner nationalen Kultur und Sprache abgefallen war, um die „höhere“ romanische Kultur und Sprache, zu einem wesentlichen Teile wenigstens,

anzunehmen: das waren die Angelsachsen, die seit der normannischen Eroberung Englands in allen Dingen der Kultur Franzosen geworden waren, und durch die Annahme der französischen Gesellschaftssprache ihre eigene angelsächsische Sprache in einen germanisch-romanischen Mischdialekt, das heutige Englisch, verwandelt hatten. Die besondere Vermischung, die hier stattfand, erlaubte eine Zusammensetzung eigener und fremder Worte, wie wir sie sonst nirgends finden: man sehe ein Wort an wie beautiful, schön, = beaute-voll, voll beaute, und denke das Prinzip solcher Zusammensetzung zu Ende, so wird man verstehen, daß in einer Sprache, die so entstand, von vornherein die Bestimmung zur Weltssprache enthalten war — und in der Tat hat ja die englische Sprache mehr Worte aus allen Weltteilen in sich aufgenommen, als sie ursprünglich selbst enthielt. Das Wichtigste aber war, daß für alle Bezeichnungen geistiger Dinge, für alle abstrakte Begriffsbildung das romanische Wort das allein geltende blieb, also alles Denken hinfort in romanischen, römischen Formen vor sich ging. Das romanische System des Kapitalismus fand hier, in dieser Sprache, den bestbereiteten Boden — in dieser bequemen Sprache ließ sich zählen und rechnen und neuer Stoff in abstraktem Begriff einfangen. Durch die Art dieser Sprache und durch die Kraft der frischen germanischen Rasse erlangte das kapitalistische System eine Bedeutung und Verbreitung, die ihm die dekadenteren Italiener und Franzosen allein kaum hätten verschaffen können.

9.

Die durch den Kapitalismus hervorgerufene Art und Auffassung der Arbeit wirkte in den Ländern, in denen der Kapitalismus groß wurde, zurück auf die gesamte Auffassung des Lebens: die Teilung in Genuß und Arbeit begann. Das „Geschäft“ wurde betrieben als ein notwendiges Übel, das lediglich die Mittel zum „Leben“ zu liefern habe: an einer bestimmten Stunde des Tages schaltet der Mensch sich völlig um, schüttelt sein Geschäft ab, um einen von seiner unpersönlichen Arbeit getrennten Genuß, sein eigentliches persönliches Leben, zu suchen.

In dieser Teilung zwischen unpersönlicher Arbeit, die nur die Mittel der Existenz zu beschaffen hat, und persönlichem Genuß spielt sich das Leben des modernen Menschen ab, alle Formen seines Genusses, seiner Geselligkeit sind hieraus herzuleiten. In den romanischen und angelsächsischen Ländern hat man sich hiermit vollkommen abgefunden, ein ganz bestimmter Lebensstil hat dieses Verhältnis verklärt und geadelt: die Formen der Arbeit sind praktisch und nüchtern, die Formen des Lebens und des Genusses geschmackvoll und sicher, der Mensch gelangt in dieser reinlichen Scheidung von Leben und Geschäft zu einem gewissen Glück; doch wird das höchste Ziel hierbei immer die Freiheit vom Geschäft, die völlige Hingabe an den Genuß, mit einem Worte: der Reichtum sein, der denn auch im Rentnertum in jenen Ländern als höchstes Ziel erstrebt wird.

Wir wissen alle, wie weit diese Lebens- und Arbeitsbegriffe mit der kapitalistischen Wirtschaftsordnung auch in Deutschland eingedrungen sind. Dennoch zeigt sich ein Unterschied.

Beim deutschen Kaufmann z. B. war Person und Geschäft, Genuß und Arbeit nicht so scharf getrennt wie in den anderen Ländern: der Deutsche suchte, wie früher im Handwerk, den Genuß und Sinn des Lebens vielfach in der Arbeit selbst, sie wurde ihm Selbstzweck: das persönliche Interesse am Geschäft ließ nie nach; er

dehnte die Arbeit auch auf die Zeiten aus, da andere zu ruhen und zu genießen pflegten; er „hatte keine Zeit müde zu sein“, er war immer betriebsam, und überflügelte schließlich durch dieses Aufopfern seines ganzes Lebens an die Sache den fremden Kaufmann. Daß freilich diese Sache schließlich nur das Geldverdienen war, das brachte den an sich idealistischen Arbeitstrieb in Mißkredit, erschuf das häßliche Bild der Betriebsamkeit, des Streberischen und Unbeschaulichen, Genußunfähigen, das die fremden Völker mit ihrem Gefühl für Lebensstil und -haltung so abstieß, ja das sie zum Mißverstehen, zur Angst vor der deutschen Arbeit verführte: sie sahen den Deutschen als Friedensstörer an, der ihnen ihr „Glück“, den Ertrag ihrer ruhigen, in feste Bahnen geleiteten Arbeit, rauben wollte — sie sahen den Arbeitsfanatismus des Deutschen als Konkurrenzsieber an, während er doch in Wirklichkeit nur ein verletzter schöpferischer Rausch war, — allerdings, eine Schöpferkraft ans untaugliche Objekt verschwendet, ein Idealismus dem Materiellsten dienstbar gemacht. Hier stießen Weltanschauungen zusammen — und der Deutsche konnte in diesem Konflikt, der schließlich zur Weltkatastrophe wurde, nicht einmal sagen, daß er für seine eigene Welt- und Lebensansicht kämpfte: er hatte die ihm ursprünglich fremde, von ihm nicht erzeugte Weltordnung des Kapitalismus und Industrialismus von Romanen und Angelsachsen unbesehen übernommen; wenn er auch sein eigenes Gesetz der Arbeit in ihr betätigte, so vermochte er sie doch nicht zu seiner eigenen, ihm entsprechenden Wertordnung umzubilden, das war seine tragische, zwiespältige Situation, der gegenüber die der anderen Völker einfach war, denn ihnen war in ihrem selbstgeschaffenen Kapitalismus wohl und behaglich.

10.

Die Niederlage in jenem Kampf der Weltanschauungen muß dem Deutschen die Augen öffnen: es hat eine gewisse Logik, daß er sich äußerlich zu der Sklavensstellung dem übrigen Europa und Amerika gegenüber herabgewürdigt sieht, die er innerlich freiwillig dadurch erwählt hatte, daß er das ihm Fremde aufnahm und nachahmte, anstatt es von sich fernzuhalten oder wahrhaft zu einem eigenen Lebensstil, durch geistige Zielsetzung, umzubilden. Seine innere Tragik hätte durch keine äußere Macht aufgehoben werden können — jetzt aber kann er sie erkennen und, zum Heil der Menschheit, sich wandeln.

Denn zu höheren Zielen fortschreiten kann die Menschheit romanischer Sprache und Weltanschauung von sich aus nicht: sie ist an einem Ziel; sie hat, in ihrem Lebensstil, das ihr Erreichbare auf Erden verwirklicht. Sie ist glatt und ausgeglichen und ohne schöpferische Wirrnis und Sehnsucht — sie hat die endgültige Form des modernen Menschen geschaffen, und kann, da ihr Latein, im wahren Sinne des Worts, zu Ende ist, zu diesen erstarrten Formen nur hinzuerobern, die Welt ihnen dienstbar machen.

Will aber Deutschland wieder emporstehen, so muß es sich auf seine schöpferische Mission besinnen, die es als Volk der ursprünglichen Sprache, als rein bewahrtes Stammvolk aller anderen hat. Es muß vom Geiste aus die Welt umgestalten. Es muß das Gesetz seiner Sprache auf allen Gebieten seines Lebens wieder herauszustellen versuchen: nicht nur im Geistigen, in Kunst und Wissenschaft, wo es einer vierhundertjährigen Herrschaft romanisch-angelsächsischer Begriffe, Formen und Anschauungen entgegenzuarbeiten hat, sondern auch in seinem täglichen

Leben, in der Gestaltung von Recht, Sitte und Wirtschaft, in den Formen seiner Arbeit und seines Genusses. Dazu ist allerdings Selbstbesinnung nötig und Zurückfinden zu den Vorbildern einer Zeit, in der der deutsche Mensch noch als ein Charakter nach eigenen Gesetzen lebte. Eine recht verstandene historische Wissenschaft, die nicht mehr auf eine vom übrigen losgelöste politische Betrachtung sich beschränkt, sondern aus allen vergangenen Lebensäußerungen des eigenen Volkes die Einsicht zu gewinnen trachtet, was seiner Gesundheit zuträglich oder unzuträglich war, kann hier zum Heile führen, kann, wie das Wissen des Arztes, die Heilung selbst herbeiführen oder doch erleichtern und beschleunigen. Solches Lernen aus der Geschichte ist alles andere als Romantik, wie man heute so gern jede rückwärts gewandte Betrachtung nennt: es ist vielmehr die notwendige Selbstbesinnung, wie sie unter ähnlichen Verhältnissen auch im Leben des einzelnen Menschen eintreten wird; den man auch nicht einen Phantasten schelten wird, wenn er, am Ende eines falschen Weges, der ihn in Not und Unglück geführt hat, auf den rechten Weg sich besinnt, auf dem er in früheren Jahren fest und sicher wandelte, sich und anderen zu Nutz und Frommen.



Weltspiegel

Zur Brüsseler Konferenz. Sechs Ideologien sind es, die gegenwärtig die Politik Europas beherrschen. Die erste ist die jener Politiker, die sich selbst, da sie alles von ihnen als Machtfaktor nicht Anerkannte für unreal halten, mit Vorliebe „Realpolitiker“ nennen. Ihnen gilt in politischen Angelegenheiten nur, was sich rein materiell auswirkt. Eine Anhäufung dieser materiellen Dinge gilt ihnen als Macht und das Verhältnis dieser Machtmittel innerhalb ihres Staates zu denen anderer Staaten und etwa drohende Verschiebungen in diesem Verhältnis sind es allein, die ihre politischen Entschlüsse bestimmen.

Die zweite Ideologie ist die der Wirtschaftspolitiker, die alle wirklichen wie möglichen politischen Veränderungen lediglich nach ihrer geschäftlichen Rentabilität betrachten. Die dritte ist die der Demokraten oder, wenn man will, des Liberalismus, der grundsätzlich für das freie Wachstum aller Kräfte ist, Gewalt in jeder Form verabscheut, Schranken, Fesseln, Hemmungen jeder Art für etwas Unnatürliches, zu Beseitigendes hält. Die vierte ist die der Weltrevolution, der Diktatur des Proletariats, des Kommunismus. Die fünfte, die katholische, genauer die Idee der katholischen Kirche, die sechste endlich die der Nationalisten, die in erster Linie ihren politischen Entscheidungen und Ideen die Rücksicht auf das Gedeihen der Nation zugrunde legen.

Natürlich sind zwischen diesen sechs Ideologien sehr mannigfache Kombinationen möglich. So werden die Wirtschaftspolitiker zwar die reale Macht immaterieller Vorgänge selten ganz außer acht lassen, in vielen Fällen jedoch mit den Realpolitikern, in anderen wieder mit den Liberalen Hand in Hand gehen, im übrigen sich aber auch nicht scheuen, aus taktischen Gründen mit den Vertretern der übrigen Ideologien zusammenzuarbeiten, falls dies „Gewinn“ verspricht. Andererseits werden auch die Realpolitiker sich den Wirtschaftspolitikern in allen Fällen annähern, wo sie auf Grund günstiger Entwicklung der Wirtschaft Machtzuwachs erhoffen können. Den Nationalisten wird natürlich jeder, anderen Ideologien entsprungene Faktor, sofern er nur ihre Ziele zu fördern scheint, willkommen sein. Eine zum Teil sehr weitgehende Verschmelzung der nationalistischen und kommunistischen Ideologie